

Verbundkatalog Kalliope

Winter am Léman

Egger, Gertrud

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Winter am Léman.

Mont Pélerin.

Wer den Genfersee zu dieser Jahreszeit noch nicht kennt, der reise hin an einem jener Tage, die hier mild erwärmen, andernorts grau und unwirtlich sind.

Das Sonnenjahr des Léman ist gross, doch ist seine Schönheit von einer sanften Schwermut erfüllt, im Sommer wie im Winter, im glühenden, wie im nachlassenden Licht. Südliche Landschaft atmet stets diese Melancholie, weil Schönheit ans Vergänglichem mahnt.

Man wandere an einem Vormittag dem Ufer von Ouchy entlang. Die Bäume schweigen. Weniges erinnert an Winter, die Vogelbeere vielleicht, und das Fernsein der Schwalben. Die Schiffe liegen winterlich verankert am Quai. Sie haben nicht die lustige Rauchfahne aufgezogen wie noch vor kurzem. Flösser stehen herum, mit wenig Arbeit für ihre kräftigen Arme. Manchmal rasselt eine Kette und klatscht in die Flut. Es fährt nur eine einzige Barke dahin, gefolgt von den Möwen, gefolgt von dem Schrei. Man sieht, wie sich eine Hand aus der Barke herausstreckt, um die Seevögel zu füttern. Zwei Gestalten erkennt man im Schiff. Ein Mann bewegt die Ruder, dunkle Ruder in Silberflut. Das Schiff erscheint schwarz vor dem Lichthintergrunde. Die zwei Gestalten sitzen vornübergebeugt, sie scheinen in irgendwelche unbekannte Ferne zu rudern, gleiten dahin, entschwinden dem Blicke.

Die Sonne dringt durch. Von duftiger Tiefe heben sich Uferulmen ab. Kaum sichtbar ist der Horizont, der helle Schneekamm des Jura.

Nun aber zieht es uns in die Hügel nach der anderen Seite hinauf, der Seite von Vevey, in den Erdton erstorbenen Rebenlaubes. Der Himmel wird düster. Der Föhn bläst. Es liegt Wärme, Kälte, Regen in der Luft. Dieser Tag ist unberechenbar, aber auch unbeständige Tage sind schön. Während wir dem See entlang fahren, fällt wieder Sonnenlicht ein. Klänzen von Licht werfen sich schräg in den See. Der See geht schwer. Eine undurchdringliche Nebelwand von stählerner Bläue steigt senkrecht aus der Flut und verdeckt die savoyardischen Berge. Wir bewundern die Farben und den elementaren Zusammenklang räumlicher Bewegung: Die waagerechte Strömung des Sees, das senkrechte Wogen der Nebelwand, und schräg fallendes Licht. Durch die Wintersonne schiessen Möven dahin, schwarz vor dem weissen Licht zu sehen, scharf im Umriss und gross in den Schwingen. Schwarz erscheint auch die Zeder am See, und der Lorbeer.

Diese Landschaft ist nicht pittoresk, wie man sie oft zu nennen beliebt. Sie ^{ist} ~~es~~ so wenig wie das Götter=Griechenland. Sie hat Grösse, Heiterkeit und Ernst, ist geformte Natur und grenzenlose Anmut. Doch hat sie nichts, das man verniedlichen dürfte. Wenn aus einem Busch noch die verspätete Flamme des Herbstes glüht, wenn der finstere Morgen bewimpelt wird durch einen roten Kleidfetzen vor geöffnetem Fenster, dann ist dieser Zufall kein blosses Idyll. Diese Landschaft ist Farbe, sie muss farbig sein auch im düstersten Monat. Irgendwo muss stets ein Busch brennen, eine Beere leuchten, ein rotes Kleid im Winde wehn.

Wir steigen in Vevey aus und wollen auf den Mont Pélerin fahren. In Corseaux ist die Station zum Berg. Man fährt durch Reb-
gelände hinauf. Der See weitet sich unter unserem Blicke. Dann lockt die Wanderstrasse, sodass wir der Bahn auf halber Höhe entsteigen

und die Fusswanderung vorziehn.

Die Luft weht frisch und rein, doch ist es mittäglich heiss geworden. Wir sind an die tausend Meter hoch oben. Nun wird es licht über dem See. Die Sonne ist mit Gewalt durchgebrochen.

Jene Zeit, die wir 'tote Zeit' nennen, lebt ihr vertieftes Dasein im Winter. Sie hat ihren eigenen, sinnvollen Gang, den Gang des Wartens. Die Aecker tragen kommende Saat. Ihr Braun ist verhaltene Wärme, ist Verheissung und Glanz. Die Erde darf jetzt nicht gastlich sein. Man darf das neue Werden der Erde nicht stören. Deshalb rät der Winter mit List, bleibt fern meinen Rebbergen und macht es euch in den Häusern bequem. Der Jugend bietet er das blitzende Schneefeld. Doch der Acker, die Ackerweite ist einsam geworden, und die grossen Schwärme der Menschen steigen nicht zwischen Rebmauern hinauf. Die stillen Wege laden nur den Schweigsamen ein zum Verweilen. Nur der Einsame zieht jetzt durch Wege und Strassen und geht über Land.

Wir glauben den Weinstock ungesegnet im Winter? Er ist dreifach gesegnet, auch wenn totes Laub hängt und ein Winterwind geht vom Berge. Die Erde ist gesegnet vom Frühling, vom Sommer, vom Herbst; vom Rauhreif und Morgentau, von Kälte und Hitze, von Regen und Licht eines Jahres ist sie gesegnet, und vielfache Segnung hütet der Winter.

Ein sinnvolles Bild der Bändlichkeit ist der ruhende Weinberg, beraubt seiner Frucht und zufrieden des Raubes. Vor einem Haus hängt noch des Winzers Arbeitsgewand, blau vor rostbraunem Laube. Und eben erst stand der Winzer am Werk, in seinem Arbeitsgewand, die Trage am Rücken und die Hände bewegt. Nun hat er die Trage in den Schuppen gestellt, und das Kleid liess sich die Wä-

sche gefallen. Es gefällt ihm an Sonne und Wind. Es ist mehr als ein blauer Fleck in der Landschaft. Es ist Arbeitsgewand eines Winzers, der seinen Acker bestellte .

Unter dem Gipfel des Mont Pélerin hören die Rebberge auf. Wir betreten den Wald.

Wie im Kindertraum erschreckt uns hier und dort das Wunder eines goldflammenden Bäumchens. Es steht eine Dähle im Wald, trägt goldene Nadeln und will und will die Nadeln nicht lassen. Wir wetten, sie behält bis zum Frühling die letzten goldflammende Nadel. Sie hebt sie dann hoch ins welsche Himmelsblau, Es strahlt auch heute ein welscher Himmel über der Flamme des Waldes.

Um ein Uhr glüht die Sonne, und wir denken mit Verwundrung an unsere Jahreszeit,

Der Wald auf Mont Pélerin erstreckt sich tief rückwärts. Wir durchstreifen ihn nach Norden und Osten. Nun schliess deinen Mantelkragen! ^{hoch!} Das sind Tage! Das sind Jahreszeiten, alle durcheinandergewirbelt mit Hitze und Kälte und Milde und Rauheit. Wie wir eine Lichtung betreten, weht ein bissiger Wind. Bernerbise. Wir sehen nach dem Freiburgischen hin, nach den Voralpen. Dort liegt das Greyerzerland, dort muss es beginnen. Erschreckend nah ragen die überschneiten Waadtländer Alpen, eine stumme Region, Les Pléjades. Wir sind hier nicht weit von Châtel St.Denis, und von Blonay mit seinem prächtigen Adelssitze.

Ein Bauernbursch singt auf der grün gebliebenen Wiese vor seinem Châlet. Im Waldesinnern fällt Holz. Die Holzfäller singen nicht. Schweigend fällt man Stämme.

Wir müssen uns Zeit nehmen, verweilen stundenlang auf Mont Pélerin, bald dem See, bald dem Wald zugekehrt. Man muss die Veränderung der Wolken, der Atmosphäre, des Lichtes betrachten. Abends

beglänzt die Sonne bald dieses, bald jenes Dorf. Die Wintererde ist nicht mehr eingehüllt in ihr Licht, doch was die Sonne erhellt, das tritt freudig vor die dunkle Bläue der Landschaft heraus. Blau ist dies Land, nur spürt man nicht mehr jenes lösgelöste, fast überirdische Azur der sommerlichen Ufer. Es ist ein niedergehaltenes, gleichsam von Erde und Erdbraun genährtes Blau, an die Erde verhaftet. Ein ferner Rebberg strahlt blaurot.

Es dämmt, und wir gehen die grosse Kurve nach Norden, als läge uns Moudon und der nahe Jorat im Sinn. Wir spüren nach der Hitze, Wärme und Kühle des Tages noch einmal den eisigen Nordwind. Die grosse Waadt, das Broyetal, liegt nun sehr licht und rein in der Kälte. Frierend streben wir nach der Landstrasse, die Chexbres im Norden, Vevey im Süden verbindet. Wir freuen uns auf Jongny, Corsier, Corseaux und Vevey, auf den einzigartigen Abstieg. Bald werden wir den Rebberg gewinnen, und ihm vertrauen wir gern. Er lässt uns nicht frieren.

Die Ufer liegen mild verklärt. Es dunkelt. Es ist Dezember, Eine blasse Helligkeit über dem See lässt französische Dörfer errahnen. Feiner Regen rieselt und sprüht, doch bald scheinen die Sterne.

*

Winter am Léman.

In der Lavaux.

Der Morgen ist wolkenlos schön. So früh als die Sonne zu dieser Jahreszeit scheinen mag, erhebt sie sich und steht leuchtend am Himmel. Es liegt Duft über dem See. Wir fahren in die Lavaux nach Chexbres, dann steigen wir durch die Rebberge **hinab**, um nach paarstündiger Wanderung und Rast die Stadt zu gewinnen, Lausanne.

Man geht zwischen Mauern. Die Mauern sind niedrig und gönnen uns den Ausblick über selig gebreitetes Land. Wir wandern zwischen den zur Ruhe gekommenen Rebbergen dahin. Hoch über Cully setzen wir uns auf einen Stein und feiern Mittag.

Warm strahlt heute der Acker in seinem dunklen Rot. Diese Landschaft, diese Seele der Landschaft ist ewiges Versprechen. Kaum dass der Herbst sich erfüllte, lebt sie auf neue Erfüllungen hin. Sie hat ihre eigne Gebärde, und wir spüren Uebereinstimmung zwischen Naturraum und Mensch. Ernst vor lauter Schönheit und anmutig vor Licht, so ist die Lavaux. Ernst und anmutig sind ihre Menschen.

Die Wintersonne zeichnet nicht scharf, und doch erkennen wir ferne Einzelheiten im grossen Gemälde. Wir sehen, was sich in dieser Landschaft bewegt, was heraustritt; wir hören, was klingt. Eine Frau lacht im Dorfe. Ein Mann grüsst den andern. Ein Kind tritt aus dem Torbogen und lehrt seine Puppe gehen mit kleinem, klapperndem Geräusch. Zwei Burschen schaffen im Rebberg. Sie bestellen schon heute den Acker zum kommenden Jahr, graben um, graben ein, säubern und hacken. Dann rasten sie an der Mauer, die Arme verschränkt, Blick über die Lande. Hier und dort fliegt ein Rauch, und es knistert.

Es ist ein schweigsam und froh bewegtes Leben in der Lavaux, über Lutry, Cully, den Uferdörfern. Sogar ein Steinbruch ist bunt zum Malen¹². Diese Erde schenkt aus einer eigenen, inneren Strahlung. Wir nennen das Atmosphäre, Reiz, Charme. Es verklärt das Alltägliche und hebt das Zeitliche ins Zeitlose empor. Ein Bahnzug³ der durch den Rebbergen⁴ fährt, bringt keine Störung, ~~er~~ entweicht nicht die Landschaft. Eher ist ~~er~~ uns Wandergefährte. Wir sehen ihn auftauchen, verschwinden und wieder erscheinen in einer Schleife unterhalb, mit stampfenden Rädern fährt ~~er~~ zur Stadt. Wir hören auch das Donnern der savoyardischen Züge, die mit grossem Echo durch grosse Berge rollen. Vor lauter Sonne sehen wir das jenseitige Ufer zwar nicht, aber die Bahn halbt, und wir wissen, sie fährt durch Frankreich, sie strebt nach Italien.

Mit seinen Farben und Tönen folgt dieses Land einem selbstverständlichen Tageslaufe. Sammlung und Weckruf ist sein Morgen, Erwartung der Mittag, heitere Geschäftigkeit die SSunde vor Abend. Früh dämmert es jetzt, und die Nächte sind lang und still.

Auch das Spielerische erscheint hier sinnvoll. Wir sehen, wie ein schmales Mauerband halbkreisförmig in den See greift, als raffe es Wellen. Das muss ein Winkel am Quai von Ouchy sein, mit Pappeln und Birken bestanden. Dieser steinerne Halbkreis, dieses Raffes von Flut, die lebendigen, wenngleich entlaubten Bäume sind Gebärde der Landschaft, wie ein Mensch, ein Dorf, ein Berg dieser Landschaft Gebärde ist. Alle Baumformen, ob schlanke, ob breite, ob hoch oder niedrig, wirr oder klar, alle Formen werden uns hier schöner bewusst, weil das Auge sich schult an so viel Anmut der Gestaltung.

Es wäre gedankenlos, wollten wir die Lavaux und ihre Schlös-

ser romantisch nennen. Sie mögen romantische Gefühle in uns erwecken, Wehmut, eine leise, ziehende Melancholie. Die Landschaft fragt nicht nach unsern Gefühlen. Der HGenius des Léman ist klassisch. Klassisch ist die Lavaux in ihrem innersten Bau.

Der Sinnende denkt hier durch Auge und Ohr. Auge und Ohr rufen den Gedanken seiner Seele. Im Anschauen und Horchen geht uns das Wesen der Landschaft auf. Wir bewundern ihren Rhythmus, ihre Harmonie, die stille Heiterkeit, die Ruhe, das Sein.

Im Ufergeland, ansteigend wie italienisches Seegestade, sind die Rebmauern übereinander gestuft. Auf Entfernung erscheinen sie parallel ohne Unterbruch, in gleichen Abständen gestaffelt. Das gibt der Lavaux jene glanzvolle Kühnheit, jenen unvergleichlichen Schwung, jene zweckbestimmte und zugleich natürlich=schöne Ordnung. Es ist bewegte, beschwingte Flucht heller Mauern auf dunklem Grund. Die Mauern folgen den grossen Wölbungen und Buchten der Erde. Bald sinken sie, bald steigen sie, bald kurven sie in den Berg; sinkend, steigend und stürmend, scheinen sie von genialen Schöpferhänden hingebaut ohne Lücke. Lückenlos scheint jede Mauer von Westen nach Osten gezogen. Und wo sie unserem Blick entschwindet, zieht sie sich wohl ins Unendliche fort. Wir könnten uns eine Provence, ein Südfrankreich träumen. Das hat ein Grösserer getan, höher oben, im Wallis, in Mazot, auf einem Turm.

Beim Anblick der Uferflucht vergessen wir, dass die vielstufigen Mauern ebenso zerklüftet sind wie hier in der Nähe, dass sie in lückenhaftem Gewirr bald schräg bald grad zum Horizonte verlaufen. So sind die Mauern der Nähe, so bietet sich der Weinberg von nahe dar. Entfernung schenkt das andre, geschlossene Bild. Und beide Bilder sind wirklich.

Nun steigen wir hinunter nach Grandvaux. Die Sonne neigt

sich um zwei Uhr. Da treten die Berge klarer hervor. Sanftes Licht strömt über die Hügel der Lavaux, wir richten den Blick vom Fernsten aufs Nächste. Kräftig hacken die Leute im Rebberg. Zwischen kahlen Rebstöcken wächst Kamille und Unkraut, Kohl hat man hier gepflanzt.

Hat Daniels Mutter auch Kohl gepflanzt, die Mutter des kleinen Daniel, der etwas im Schild führt? Was führen kleine Kinder im Schilde, wenn sie uns auf einer Landstrasse über Grandvaux begegnen, und sie fühlen, wir haben sie gern? Das werden wir sehen, das werden wir gleich bei Daniel sehen.

Ich stehe an einer Mauer und ~~schau~~ schaue die Gärten an. Da kommt Daniel in blauer Aermelschürze und schwarzem Käppchen daher. Er kommt gerade\$wegs aus einem Hühnerhof mit viel jungem Gepieps. Hinter dem Hühnerhof steht ein nicht ganz fertig erbautes Haus im italienischen Stile, mit einem saftgrünen Turm. Ist Daniel auch schon auf dem Turm gewesen?

Er nähert sich einem Markstein und versteckt sich im Spasse vor mir. Ja, er ist nicht viel höher als der grosse Markstein, und wenn er sich noch kleiner macht, reicht Daniel nicht über den Stein herauf. Er guckt rechts hervor, links hervor, mit einem rechten und linken Augen. Er ruft nichts und lacht wie ein Schelm. Ein wenig lockt das Händchen. Wie ich mich nähere, schreit er "attrappe", und wie ich ihn mit Fleiss nicht erwische, lacht er sich krumm. "Wie heisdest du?" "Je suis Daniel-Alphonse." Daniel hat noch keine Grössenbegriffe. Er staunt und lacht, weil er das eine Mal kleiner, das andere Mal grösser ist als die grosse Gespielin. Kleiner ist er im Gewöhnlichen, und grösser, wenn ich mich zur Erde bücke. Grösser ist er auf dem Mäuerchen über mir, und stolz ist er da!

Er klatscht in die Händchen und fährt mir ins Haar. Ehdlich verlangt er nach einem anderen Spiel. Wir zeichnen in den Sand auf der Strasse. Daniel zeichnet einen Weg für die Ameisen.

Leider muss ich fort von dem Kind. "Où vas-tu?" schaut er mich an, bestürzt, dass ich gehe. "A Lausanne." "Tu vas chez toi?" Er winkt noch lang und winkt immer, wenn ich zurückblicke.

Ich habe Daniel leider nicht mitnehmen können, man kann solch ein Kind leider nicht mitnehmen. —

Bald fangen die Gärten des Ufers an. Es sind Grundstücke, wie sie bei uns dem Handelsgärtner gehören, von einer Vollkommenheit, als ständen sie samt und sonders in der Obhut eines gelernten Gärtners. Doch gehören sie irgend jemand, der gar nicht dran denkt, ein Geschäft aus seinen Beeten zu machen.

Beschwingt von dem Spiel mit Daniel, will ich Blumen kaufen und trete in einen Garten mit Gewächshäusern und glasüberdeckten Kulturen. Aber auch dieser Garten weist kein Firmenschild. Man beschenkt mich für meine unfreiwillige Kühnheit und ich ziehe mit meinen Spätastern die Strasse entlang, durch das letzte Dorf vor der Stadt.

Fünf Tage war ich am See. Wenn ich mich aller Schönheit der fünf Tage entsinne, wann war die liebste Begegnung, das unvergänglichs-
teste Glück? — "Attrappe, je suis Daniel-Alphonse!"

Gertrud Egger